

Unser Autor an seiner ehemaligen
Schule in Erfurt – zwanzig Jahre nachdem
er hier Zeuge des Amoklaufs wurde.





Das Gutenberg-Gymnasium heute. Der gesamte Eingangsbereich wurde nach dem 26. April 2002 umgestaltet – einer von vielen Umbauten vor der Wiedereröffnung 2005.

Unser Leben nach dem Tod

Am 26. April 2002 erschießt ein ehemaliger Schüler am Gutenberg-Gymnasium in Erfurt 16 Menschen. Unser Autor sitzt während des Amoklaufs im Klassenzimmer, als Schüler der 6b. Zwanzig Jahre später kehrt er zurück, um zu verstehen: Wie hat diese Tat die Überlebenden geprägt, die Angehörigen – und ihn selbst?



Ein Mosaik, das die Kunstlehrerin Birgit Dettke mit ihren Schülern am Gutenberg-Gymnasium angefertigt hat. Dettke wurde beim Amoklauf getötet. Das Mosaik blieb nach dem Umbau erhalten.

Text

MARCEL LASKUS

Fotos

INGMAR BJÖRN NOLTING

Am 26. April 2002 sitze ich in Klassenzimmer 308. Wir, die 6b, haben Mathe. Bruchrechnen. Aber mein Kopf ist woanders. Ich denke daran, was ich am Wochenende mache. Freunde treffen, Computer spielen. Und dass ich auf meinen zwei Jahre alten Bruder aufpassen werde.

Es knallt dreimal. Dumpf und hart. Meine Tagträume sind vorbei. Ich drehe mich zu meinen Freunden um. Wir sagen, dass das bestimmt der dicke Vater eines Mitschülers war. Dass der zu Hause umgefallen ist. Wir

Mein erster klarer Gedanke ist: ein Terroranschlag! Das nächste 9/11. Die Angriffe auf das World Trade Center sind ein halbes Jahr her. Doch im Fernsehen, bei meinem Mitschüler, kommt nichts aus Erfurt. War es doch nicht so schlimm? Dann sehe ich draußen auf der Straße einen Fünftklässler, der so weint, wie ich noch nie jemanden habe weinen sehen. Kurz darauf fährt mich der Vater des Freundes nach Hause zu meinen Eltern.

Dort klingelt ständig das Telefon. Meine Cousine ist in Sicherheit. Dieser Lehrer hat überlebt, jene Lehrerin. Aber ich ahne, dass es nicht so bleibt. Denn jetzt sehe ich, was in meiner Schule passiert ist, in den Nachrichten. An ein Fenster im vierten Stock haben Schüler von innen ein Schild geklebt: »Hilfe«. Verwandte erkundigen sich nach mir. Am Nachmittag sagt mir mein Vater, auch meine Kunstlehrerin sei unter den Toten. Am Morgen hatten wir noch mit ihr gemalt.

Ich hatte Glück, denn ich stieg über keine Leichen. Fand keine Patrone, die in meinem Schulranzen steckte. Kein fremdes Blut in meinem Gesicht

lachen. Was soll schon sein? Eine umgekippte Leiter? Ein Abi-Streich? An diesem Freitag sind oben in der Aula Prüfungen.

Wir sind zwölf Jahre alt, und was uns bisher im Leben passiert ist, ging gut aus.

Unsere Lehrerin beendet die Stunde früher als sonst. Die ersten Mitschüler sind schon vor der Tür. Ich hole meine Jacke und gehe auf den Gang. Eigentlich muss ich nach links, die Treppe hinauf, in den vierten Stock, zur nächsten Stunde. Doch von rechts höre ich Trampeln. Ich sehe Kinder, große und kleine. Sie rennen mir entgegen. Dass in ihrem Raum gerade die Referendarin Carla Pott, 27, erschossen wurde, weiß ich noch nicht. Aber ich sehe die weit aufgerissenen Augen der anderen – und eine diffuse Angst setzt sich in mir gegen die Neugier durch. Also schließe ich mich dem Strom an. Wie ferngesteuert rennen wir nach unten.

Im Erdgeschoss steht unser Hausmeister und rudert mit den Armen. Er ruft: »Raus! Raus! Raus!« Auf dem Schulhof schaue ich zu einem Fenster. Dort oben schreit eine Lehrerin: »Es wird geschossen!« Ich renne weiter, steige über den Zaun, weg vom Schulgelände, und verstecke mich mit zwei Freunden bei einem Mitschüler, der mit seinen Eltern in der Nähe der Schule wohnt.



Uwe Pfothenhauer war vor 20 Jahren Hausmeister am Gutenberg-Gymnasium und ist es noch heute. Für ihn kam nie infrage, die Schule zu verlassen.

19 Minuten dauerte die Tat von Robert S. am Gutenberg-Gymnasium in Erfurt. Ein ehemaliger Schüler, wenige Monate zuvor wegen eines gefälschten Attests der Schule verwiesen. 16 Menschen tötete er. Zwölf Lehrerinnen und Lehrer, eine Sekretärin, einen

Schüler, eine Schülerin, einen Polizisten. Und schließlich sich selbst. Ein Amoklauf an einer Schule, das kannte man bis dahin nur aus den USA.

Ich hatte Glück, denn ich brachte mich in Sicherheit. Ich hatte Glück, denn unser Raum 308 war in der dritten Etage der einzige, in dem der Amokläufer nicht schoss. Er schaute rein. Doch das bemerkte nur Lotta. Sie sah direkt in die Augen des Gesichts hinter der Sturmmaske. Dann war er weg. Er suchte gezielt nach Lehrerinnen und Lehrern. Unsere Mathelehrerin war ja nicht mehr da. Lotta verstand nicht, warum wir anderen so ruhig blieben. Ihren 13. Geburtstag, ein Jahr danach, verbrachte sie in der Psychiatrie. Ich hatte Glück, denn ich stieg über keine Leichen. Fand keine Patrone, die in meinem Schulranzen steckte. Kein fremdes Blut in meinem Gesicht. Wie andere. Und so ging dieser endlose Tag endlich vorbei. Für mich.

Der Abstand wurde größer zwischen dem 26. April 2002 und mir, nicht nur zeitlich. Wir 700 Schülerinnen und Schüler zogen in eine Ersatzschule, manche von uns hatten Probleme mit den neuen Lehrkräften. Alle waren so empfindlich, fand ich damals. Vor dem Einschlafen sagte ich mir die Namen der 16 Opfer auf, um sie nicht zu vergessen. Ich rutschte auf eine Vier in Chemie, rettete mich wieder auf eine Drei. Wir zogen zurück ans Gutenberg-Gymnasium, diesen Kaiser-Wilhelm-Klotz, der über dem Borntal thront, dem Viertel, in dem ich aufwuchs. Gerhard Schröder eröffnete die renovierte Schule. Das Gebäude war uns zu protzig. Wir machten Abitur. Ich leistete Zivildienst. Dass ich wegen des Amoklaufs keinen Dienst an der Waffe tun wollte, wurde als Begründung nicht akzeptiert. Also schrieb ich einen zweiten Brief, die Vorlage hatte ich aus dem Internet, über Krieg und Frieden. Nach dem Zivi ging ich nach Dresden, studierte, zog nach München. Und mit jedem Lebenslauf, den ich für das nächste Praktikum formulierte, wurde das Gutenberg-Gymnasium darin zu einem immer kleineren Punkt.

Doch es gibt Tage, an denen alles wieder da ist. Vor sechs Jahren saß ich vor der achtköpfigen Jury im Aufnahmegespräch der Deutschen Journalistenschule in München, an der ich mich beworben hatte. Einer Journalistin fiel das Gutenberg-Gymnasium in meinem Lebenslauf auf: »Was hielten Sie von den Journalisten, die nach Erfurt kamen?« Ich war überrumpelt. »Einige Journalisten«, sagte ich, »waren unsere Feinde.« Der Zorn in meiner Stimme überraschte mich selbst. Die Jury schwieg. Da ist was. In meiner Gegen-



Christiane Alt ist seit 31 Jahren Direktorin des Gutenberg-Gymnasiums. Nach dem Amoklauf war ihr Name oft in den Medien.

wart steckt dieses Stück Vergangenheit. Auch wenn ich es lange nicht wahrhaben wollte.

Vor einigen Wochen bin ich mit meinem besten Freund Patrick in der Kletterhalle. Wir sitzen auf der Matte, ruhen uns aus, plaudern. Irgendwann erzähle ich ihm, dass mir gerade wieder der Amoklauf durch den Kopf geht. Patrick war in meiner Parallelklasse, befreundet sind wir seit mehr als 20 Jahren. Und nun fällt uns beiden auf: Wir reden über alles in unserem Leben. Aber über den Tag des Amoklaufs haben wir nie so richtig gesprochen.

Zunehmend merke ich: Als Journalist möchte ich verstehen, was von diesem Tag, den ich als Schüler erlebt habe, geblieben ist. Wie er die Menschen, die betroffen waren, verändert hat. Also auch mich. Ich recherchiere nach Mail-Adressen, Telefonnummern,

finde Gesichter auf Facebook. Und mache mich auf eine Reise in die Vergangenheit. Ich habe in den vergangenen Monaten mit Hinterbliebenen gesprochen, mit Freunden, mit Expertinnen und mit Polizisten und Notärzten, die damals im Einsatz waren.

Wenn ich mich den Gesprächspartnern vorstelle, sage ich: Ich war damals in Raum 308. Aber was bin ich überhaupt in dieser Geschichte? Nur jemand, der in der Nähe war bei einem Ereignis, das einen Wikipedia-Eintrag hat? Oder auch ein Opfer?

Eine ehemalige Mitschülerin, die nach dem Tag von der Schule ging, schreibt mir:

Polizeihauptkommissar Andreas Duphorn war der Erste am Tatort. Am Ende jenes Tages überbrachte er der Frau eines Kollegen die Nachricht von dessen Tod.



»Was den Amoklauf betrifft, leide ich noch heute darunter, bin immer noch in Behandlung und bekomme eine lebenslange Rente von der Unfallkasse deshalb. Der Amoklauf hatte mein Leben ziemlich ruiniert, bin erst seit ca. 3 Jahren relativ stabil.« Ich lese das und bin ratlos. Immerhin waren wir in derselben Klasse. Haben, soweit ich weiß, etwa das Gleiche gesehen. Ich frage, ob sie mit mir reden möchte. Sie antwortet nicht mehr.

Ich rufe die Mutter von Carla Pott an, der Referendarin, die der Amokläufer erschoss. Als die Mutter sich am Telefon meldet, komme ich kaum dazu, sie etwas zu fragen. Denn sie stellt Fragen. »Waren Sie damals dabei?«, möchte sie wissen. Ja, sage ich. »Aber Sie waren nicht bei meiner Tochter?« Nein. So gern, sagt sie, würde sie mit Schülern sprechen, die Zeugen des Mordes an ihrer Tochter wurden. Um zu erfahren, wie genau es war. Nach unserem Telefonat frage ich zwei dieser Schüler. Doch sie wollen nicht sprechen, sie können es nicht. Nicht mit Carla Potts Mutter, nicht mit mir.

Dieser Tag hat Menschenleben zerstört. Und er hat uns, die dabei waren, mit Verantwortung überfrachtet, auf die wir nicht vorbereitet waren. Weil viele Fragen nicht beantwortet wurden. Weil 20 Jahre keine Ewigkeit sind, sondern ungefähr das Viertel eines Menschenlebens. Weil so gut wie alle, die damals Augenzeugen wurden, heute noch da sind. Einige sogar noch an der Schule.

Es ist ein grauer Tag im Februar 2022, als ich mit dem Hausmeister Uwe Pfothenhauer vor der Tafel aus Metall stehe, die an der Fassade des Gutenberg-Gymnasiums hängt. Ein, zwei Meter hoch, einen halben Meter breit. Auf ihr sind die 16 Namen der Opfer eingraviert. Für Pfothenhauer steckt hinter jedem Namen eine Geschichte. Und ein Gesicht. Niemand kennt das Schulgebäude besser als er. Und die Menschen darin.

Am Morgen des Amoklaufs war er der Erste, der dem Attentäter in der Schule begegnete. Robert S. war noch unvermummt. Pfothenhauer kannte diesen Schüler, also dachte er sich nichts dabei, als S. fragte, ob die Direktorin Frau Alt da sei. Als am Nachmittag die Polizei endlich das ganze Gebäude gesichert hatte, begleitete Pfothenhauer die Ermittler zu jeder Leiche, um sie zu identifizieren. Aber das sind nicht die Bilder, an die er sich erinnert, wenn er die Namen liest.

Pfothenhauer raucht wie früher eine nach der anderen und lacht seine Raucherlache. Er lacht viel. Nur vor der Gedenktafel nicht.

Die Opfer des Amoklaufs am Gutenberg-Gymnasium

Heidrun Baumbach, 56,
Lehrerin für
Deutsch und Geschichte

Monika Burghardt,
49, Deutschlehrerin

Dr. Birgit Dettke, 39, Lehrerin
für Kunsterziehung

**Yvonne-Sofia Fulsche-
Baer**, 38, Französischlehrerin

Andreas Gorski, 41, Polizist

Rosemarie Hajna, 54,
stellvertretende Schulleiterin

Susann Hartung, 14,
Schülerin

Gabriele Klement, 43,
Lehrerin für Deutsch und Kunst

Hans Lippe, 44, Lehrer für
Chemie und Biologie

Ronny Möckel, 15, Schüler

Carla Pott, 27, Referendarin

Helmut Schwarzer, 54, Lehrer
für Mathematik und Physik

**Hans-Joachim
Schwertfeger**, 44, Leiter
der Oberstufe und Mitglied der
Schulleitung

Anneliese Schwertner,
39, Schulsekretärin

Heidmarie Sicker, 59,
Beratungslehrerin der Eltern- und
Schülervertretung

Peter Wolff, 60, Lehrer für
Mathematik und Physik



»Man ist schon froh, dass es sie gibt«, sagt Pfortenhauer. Aber er hätte sich gewünscht, dass statt der Tafel in der Schule Fotos von den 16 Menschen zu sehen sind, so wie bei der Erfurter Polizei, wo lange ein Foto des getöteten Polizisten Andreas Gorski hing.

Für ihn, sagt Pfortenhauer, sei immer klar gewesen, dass er nach dem Amoklauf zurückkehren muss ans Gutenberg. »Es gab ja Lehrer, die gesagt haben, ich betrete das Haus nicht mehr. Das war bei mir genau umgedreht.« Er wollte wieder zurück. Musste. Er sagt: »Das war wie ein Zwang.« Er wollte auf die Schule aufpassen. In den Tagen nach dem Amoklauf sortierte er Faxes, die sich im Sekretariat angehäuft hatten, und räumte das stehengelassene Essen in der Mensa weg.

»Ihr freundliches Gesicht«, sagt Pfortenhauer, als sein Blick an der Gedenktafel am Namen seiner Kollegin Rosemarie Hajna hängen bleibt, damals stellvertretende Schulleiterin. »Da kam nie ein böses Wort.« Sie war das erste Opfer des Amoklaufs. Im Sekretariat erschossen, während sie am Schreibtisch saß, aus kurzer Distanz. Oder Gabriele Klement, meine Kunstlehrerin. Als der Attentäter kam, stellte sie sich vor ihre Klasse. »Sie hat den Fasching immer recht gut ausgestattet«, sagt Pfortenhauer, »das war so ihr Ding.« An den Jahrestagen legte er Rosen im Schulhaus ab, an den Stellen, an denen die Kolleginnen und Kollegen starben. Er vergisst diese Stellen nicht. In seinem kleinen Büro im Erd-

Der Anwalt Eric T. Langer verlor durch den Amoklauf seine Lebensgefährtin. Seitdem kämpft er für die lückenlose Aufklärung des Rettungseinsatzes.

geschoss hängt an der Wand das Schlüsselbund der verstorbenen stellvertretenden Schulleiterin. Hier draußen ist nur kaltes Metall. Alle paar Wochen muss Pfortenhauer den Kot der Tauben von der Gedenktafel kratzen.

An dieser schlichten Tafel verfestigt sich ein Gefühl, das ich mit mir herumtrage. Eine Ahnung aus den ersten Gesprächen, die ich geführt habe. Die Toten sind die schmerzhafteste Folge der Tat, aber auch nur die offensichtlichste. Der Amoklauf hat Bruchstellen hinterlassen. Tragödien nach der Tragödie. Ausgelöst durch zu wenige Worte, durch zu viele Worte und durch Worte, die nicht die richtigen waren. Vielleicht musste diese Tafel deshalb so schlicht sein. Weil sie ein gemeinsamer Nenner ist. Für diese Tat, die Hunderte getroffen hat und doch jeden anders prägt.

Andreas Duphorn, Polizeihauptkommissar, war der Erste am Tatort. Er leitete den Einsatz vor Ort. Und er musste am Abend der Frau seines Kollegen Andreas Gorski die Nachricht überbringen, dass ihr Mann nicht mehr lebt. Gorski war das letzte Opfer des Amoklaufs. Der Attentäter erschoss ihn von oben aus dem Gebäude, als Gorski im Schulhof gerade seine Schutzweste anlegte. An diesem Tag wollte Gorski früher Feierabend machen. Seine Tochter hatte Geburtstag. ▶



Der Attentäter zog durch das Treppenhaus vom Erdgeschoss bis in den dritten Stock und suchte gezielt nach Lehrerinnen und Lehrern. Insgesamt gab er 71 Schüsse ab.

In den Tagen danach bemerkte Andreas Duphorn, dass sich die Stadt in einer kollektiven Schockstarre befand. »Die Arbeit der Polizei war für ein paar Tage gar nicht so richtig nötig«, sagt er, »und das möchte ich nie wieder erleben.« Sogar die Kriminellen schienen zu trauern, kein Einbruch, nichts. Erfurt stand zusammen, so war auch mein Eindruck. Am Montag, drei Tage nach der Tat, nahm das Rathaus uns Schüler vorübergehend bei sich auf. Von überall erreichten uns Briefe und Beileidsbekundungen. Das Leid brach über uns herein wie eine Naturkatastrophe. Aber für ein Erdbeben oder einen Vulkanausbruch kann niemand was. In Erfurt war der Schuldige Robert S. Er war das Böse. Und wir hielten zusammen. Doch lange blieb das Einvernehmen in der Trauer

umarmten ihre Kinder und weinten vor Erleichterung. Eric T. Langer aber blieb allein. Schließlich, erzählt er, wurden er und die anderen Verbliebenen zusammengezogen. Es dämmerte schon. Per Durchsage seien die Namen der Toten verkündet worden. »Empfindsam war das nicht«, sagt Langer.

Diese Kränkung führt dazu, dass sich Langer einbringen will in die Aufklärung des Tages. Als Angehöriger. Und als Anwalt. Er kann die Toten nicht lebendig machen, aber er kann Gerechtigkeit schaffen. So denkt er jedenfalls. Er forderte die Ermittlungsakten an. Und je mehr er sich mit den Umständen des Einsatzes beschäftigte, desto mehr Unklarheiten fielen ihm auf. Es geht um Funksprüche, die nicht durchkamen. Dass sich der Tod des Attentäters erst spät herum-

Langer hat geheiratet, das Foto von seiner Frau und den zwei Kindern steht auf seinem Schreibtisch. Aber daneben steht auch das Foto von Birgit Dettke.

Nicht nur an der Wut von Eric T. Langer wird mir klar, wie viele Wunden nach dem 26. April 2002 auch durch fehlende Kommunikation verursacht wurden.

Bis auf eine Ausnahme. Es gab jemanden, der nicht zu wenig sagte, sondern zu viel. So sieht er es heute. 15 Jahre ist es her, dass ich ihn zuletzt gesehen habe. Zwei Jahre lang war Rainer Heise mein Lehrer in Geschichte, und wenn er über den Zweiten Weltkrieg sprach oder den Bau der Berliner Mauer, hatte man das Gefühl, dabei zu sein. Diese Gabe, lebendig zu erzählen, wurde ihm möglicherweise zum Verhängnis. Es gibt in Erfurt bis heute viele Gerüchte um ihn. Fast schon Mythen. Immer wieder während dieser Recherche werde ich gefragt, ob Heise nach Italien gezogen ist. Oder ob er überhaupt noch lebt.

Nachdem der Amokläufer vor 20 Jahren den Polizisten Andreas Gorski erschossen hatte, sein letztes Opfer, begegnete er im Schulgebäude Rainer Heise. Und Heise erkannte seinen einstigen Schüler Robert S., der sich in dem Moment die Sturmmaske vom Gesicht zog. Die beiden schauten einander an. S. hielt die Pistole in der Hand, die Glock 17. Als Heise fragte, ob S. nun auch ihn erschießen wolle, soll S. geantwortet haben: »Herr Heise, für heute reicht's!« Geistesgegenwärtig stieß Heise S. in den Raum 111. Heise steckte den Schlüssel ins Schloss, sperrte den Raum ab. Kurz darauf knallte es. Der 71. und letzte Schuss des Tages. Robert S. hatte sich selbst getötet.

Davon erzählte Rainer Heise damals den Medien. Vielen Medien. In seinem Wohnzimmer wurde eine Art Pressekonferenz abgehalten. Er bat: »Machen Sie mich bloß nicht zum Helden!« Einige Tage später stand auf der *Bild am Sonntag*: »Der Held von Erfurt«. Aber das war noch gar nichts gegen das, was Ende des Jahres passierte: In Wien wurde er mit dem »World Award« ausgezeichnet, überreicht von Michail Gorbatschow. Später erhielt er fast das Bundesverdienstkreuz. Dass es doch nicht dazu kam, liegt an dem, was dann passierte.

Denn kurz nachdem Heises Heldengeschichte in die Welt gekommen war, begannen die Menschen in Erfurt, an Heise zu zweifeln. An seinem Auftreten, an dem, was er sagte, wie er es sagte. Auch in meinem Umfeld, das merkte ich, war man ihm gegenüber misstrauisch. Vielen wirkte Heise wie ein Selbstdarsteller. ▶

Um 11.17 Uhr endete der Amoklauf, aber erst am Abend erfuhren die Eltern, Partner und Geschwister, dass ihre Angehörigen nicht mehr am Leben waren

nicht. Vielleicht gab es das auch nie: ein Wir. Ich verstand das vielleicht wegen meines kindlichen Alters nur nicht.

Schon am Tag der Tat kam es zu seelischen Verletzungen, die über den Verlust von Menschen hinausgingen und die aus der Sicht der Angehörigen vermeidbar gewesen wären. Um 11.17 Uhr endete der Amoklauf, aber erst Stunden später, am Abend, erfuhren die Eltern, Partner und Geschwister, dass ihre Angehörigen nicht mehr am Leben waren.

Eric T. Langer sitzt in seiner Anwaltskanzlei in Erfurt und sagt: »Die Wut kommt eigentlich ständig hoch.« Langer stammt aus Köln, nach der Wende zog er nach Thüringen, weil es im Westen zu viele Anwälte gab und im Osten zu wenige. Ende der Neunzigerjahre lernte er Birgit Dettke kennen. Die Kunstlehrerin hatte eine Scheidung hinter sich. Sie verliebten sich.

Sie reisten gemeinsam um die Welt, besuchten Museen und Ausstellungen. Es war alles noch so frisch und neu am 26. April 2002. Langer erfuhr über die Schwester seiner Partnerin, dass am Gutenberg-Gymnasium geschossen wurde. Er fuhr zur Schule, fand sie nicht. Er fuhr zu den Krankenhäusern, auch da war Birgit nicht. Am Abend wurde der Sportplatz neben der Schule, an dem sich die geflüchteten Schüler und Lehrer gesammelt hatten, immer leerer. Eltern

gesprachen hat. Und dass auch deshalb Ärztinnen und Sanitäter zu lange untätig vor der Schule warten mussten, obwohl die Gefahr vorüber war. Nicht zu den Opfern durften ohne den Schutz durch ein Sondereinsatzkommando. Und dass auch diese Spezialkräfte erst zwanzig quälende Minuten vor dem Gebäude verharrten. Laut Langer hätten die Schüler Susann Hartung und Ronny Möckel, die hinter einer Tür standen, auf die der Attentäter schoss, vielleicht überleben können, wenn schneller eingegriffen worden wäre. Genauso der Lehrer Peter Wolff, der Lehrer Hans Lippe. Und seine Partnerin, Birgit Dettke, die auf dem Schulhof starb.

All das haben viele Angehörige nie vergessen. Sieben von ihnen haben schließlich Anzeige erstattet gegen die Behörden, 2004, knapp zwei Jahre nach der Tat. Am 3. August 2004, ein halbes Jahr später, bekam Eric T. Langer Post von der Staatsanwaltschaft: Das Verfahren wurde eingestellt. In dem 30-seitigen Dokument streiten die Ermittler die Vorwürfe im Wesentlichen ab. Man habe den Opfern nicht mehr helfen können, sie wären ohnehin an ihren Verletzungen gestorben.

Langer sagt, er wisse, dass die Einsatzkräfte am 26. April 2002 nicht böswillig gehandelt haben. Aber: »Ich wollte am Ende, dass jemand sagt: Wir haben da Scheiße gebaut. Das war ein Murks-Tag. Wir waren völlig überfordert.« Eine Entschuldigung.

Und überhaupt: Wie bitte sollte er den Täter gestoppt haben? Warum wurde Heise verschont? Wie fand er so schnell den passenden Schlüssel für den Raum?

Es dauerte nicht lange, und die Medien, die ihn gerade zum Helden gekürt hatten, berichteten, die Polizei bezweifle die Darstellung des Lehrers Heise. Es sei verdächtig, dass Robert S. ihn verschont habe. Heute weiß man: Das hat von den Ermittlern niemand ernsthaft geglaubt oder verfolgt. Und der offizielle Ermittlungsbericht, 371 Seiten lang, den das Justizministerium 2004 veröffent-

Antworten fehlen, beginnen die Menschen, sich selbst welche zu geben.

Gerüchte gab es viele nach dem Amoklauf. Auch um unsere Direktorin Christiane Alt. Nach der hatte Robert S. ja gefragt an diesem Morgen. Im Vorzimmer der Direktorin hatte er Alts Stellvertreterin und die Schulsekretärin erschossen. Aber dann war er nicht in ihr Büro gekommen. Warum nicht? In der Presse hieß es, Alt habe sich eingeschlossen. Aber das bestritt Alt von Anfang an. Ebenso das Gerücht, Tage vor dem Amoklauf habe es bei der Sekretärin einen Anruf

sie Kontakt zu ihm hat. Die beiden waren zu DDR-Zeiten Lehrer an derselben Schule. Sie gibt mir seine Nummer, ich rufe ihn an.

Heise hört sich an wie früher. Konzentriert, wach. Die Stimme nur ein wenig brüchiger. Es gehe ihm gut, sagt er, und ja, wir könnten uns treffen. Er habe sich allerdings geschworen, nie wieder einen Journalisten in seine Wohnung zu lassen. Wir verabreden uns bei meiner Großtante in Erfurt.

Ich bin aufgeregt vor dem Treffen. Wir sitzen dann zusammen bei Kaffee und Mandarinenkuchen. Links von mir mein Großonkel, der gerade Biathlon geschaut hat. Rechts von mir meine Großtante. Und vor mir mein ehemaliger Lehrer Herr Heise. Er wirkt fit für sein Alter, er muss um die 80 sein. Und er sagt: »Als ehemaliger Schüler sind Sie mir sympathisch. Aber als Journalist würde ich Sie am liebsten auf den Mond schießen.«

Dreieinhalb Stunden dauert unser Gespräch. Einer seiner Sätze bleibt mir besonders in Erinnerung: »Ich hätte meine Klappe halten sollen.« Er hätte Robert S. einfach einschließen sollen, sagt Heise, und danach kein Interview geben sollen. Er wäre heute einfach ein Lehrer im Ruhestand. Und nicht der Held von Erfurt, den die Stadt nicht haben und er selbst nie sein wollte.

Es klingelte spät am Abend, gegen 23 Uhr, bei Manfred Ruge. Ruge saß zu Hause in seinem Haus in Erfurt. Der schwerste Tag seiner Amtszeit als Oberbürgermeister, der des Amoklaufs, lag da sechs Tage zurück. Der zweitschwerste Tag würde der folgende sein. Die Trauerfeier. 100 000 Menschen würden kommen, auch der Bundeskanzler Gerhard Schröder und Bundespräsident Johannes Rau. Ruge war also sowieso schon unruhig, als er nun die Tür öffnete. Vor ihm standen zwei Männer. Den einen kannte er, ein Lokaljournalist. Den anderen kannte er nicht. Er stellte sich als Peter S. vor, der sechs Jahre ältere Bruder von Robert S.

Die Stimme von Manfred Ruge stockt, wenn er über all das spricht, was damals passiert ist. Ruge war am Tag der Tat recht früh vor Ort, er hörte im Funk mit, wie die Einsatzkräfte die Leichen entdeckten. Er wollte dabei helfen, die Opfer zu identifizieren, doch als er den ersten Toten sah, musste er umkehren. Er ertrug es nicht. Er kannte die Männer, die Kinder, die Liebsten vieler Menschen, deren Leben nun vorbei war.

Der Bruder des Täters stand also vor Ruges Tür und sagte: »Meine Eltern und ich, wir haben beschlossen, wir nehmen an der Trauerfeier teil.« Sie würden sich nicht vom

Bis heute gibt es Menschen, die glauben, dass im offiziellen Ermittlungsbericht nicht alles steht. Da geht es vor allem um die Frage: Gab es neben Robert S. einen zweiten Täter?

lichte, sieht keinen Grund, an den Angaben von Rainer Heise zu zweifeln. Nur: Bis heute gibt es Menschen, die glauben, dass im offiziellen Ermittlungsbericht nicht alles steht.

Da geht es vor allem um die Frage: Gab es neben Robert S. einen zweiten Täter? Deswegen wurde ja überhaupt spekuliert, ob vielleicht der Lehrer Heise dem Attentäter geholfen hatte: Weil viele Augenzeugen damals berichteten, zwei verschiedene Bewaffnete gesehen zu haben. So ging es auch meinem Freund Patrick, der mit einigen Kindern in der Bibliothek der Schule ausharrte. Dort notierten sie, was sie gesehen hatten: Zwei Männer mit Waffen. Die Beschreibung gaben sie der Polizei. Und die ging am 26. April 2002 tatsächlich erst von zwei Tätern aus. Auch deswegen dauerte die Stürmung des Gebäudes so lange. Auch beim Columbine-Schulmassaker in den USA, drei Jahre zuvor, waren es zwei Schüler, die an ihrer Schule zwölf Kinder und einen Lehrer erschossen hatten.

Der Ermittlungsbericht erklärt sehr genau, wie solche Zeugenaussagen wie die von Patrick zustande kamen. Die Aufregung. Dass der Täter sich in sehr kurzer Zeit durchs ganze Gebäude bewegte. Und trotzdem: Auch der Hausmeister Pfotenhauer sagt, er glaube bis heute, dass das keiner allein gemacht haben kann. Er sei den Weg von Robert S. mehrmals nachgelaufen in den vergangenen 20 Jahren, die Stoppuhr in der Hand. Innerhalb von 19 Minuten habe er es nie geschafft.

Es war nicht leicht, nach diesem unbegreiflichen Tag, Fragen zu stellen. Und wo

gegeben, der konkret vor etwas Schlimmem an diesem schwarzen Freitag gewarnt habe.

Auch Christiane Alt treffe ich 20 Jahre später wieder, Schulleiterin im 31. Jahr. Sie ist noch die eher analytische Frau, die ich von früher erinnere. Sie sagt, die Zeit heile nicht alle Wunden, arbeite jedoch daran, dass da Narben entstehen. »Aber von Frieden machen kann keine Rede sein.«

Alt erzählt mir, dass in der Schule nach dem Amoklauf ein Lautsprechersystem installiert wurde, sodass man heute anders als damals von ihrem Büro in jeden Winkel der Schule Informationen schicken kann. Und sie erzählt vom Medienansturm, der noch am Tag der Tat begann. Johannes B. Kerner interviewte damals live einen Jungen, dessen Lehrerin getötet worden war. Alt musste von der Polizei aus dem Gebäude geschmuggelt werden, um den Mikrofonen zu entkommen. Aber ihr Kollege Heise, sagt Alt heute, lief einfach durch die Meute. Man ahnt, dass Alt Heises Auftreten damals wie heute nicht richtig fand, auch wenn sie sagt: »Wir waren nie wirklich zerstritten.« Kurz nach der Tat sagte Christiane Alt mit Blick auf Rainer Heise in einem Interview: »Manchmal denke ich, er hätte auch ein leiserer Held sein können.« Heute sagt sie mir, sie habe mit dieser Kritik nicht Heise, sondern die Medien gemeint, die ihn erst zu diesem lauten Helden gemacht hätten.

Ein paar Jahre nach dem Amoklauf ging Heise in Rente. Seitdem soll er zurückgezogen leben. Mehr weiß ich nicht über ihn. Aber ich erfahre von meiner Großtante, dass

Protokoll ausschließen lassen. Er, der Bürgermeister, solle das regeln. Ruge war perplex. Er sagte: Nein, das gäbe Chaos. »Wenn euch die Leute erkennen auf dem Domplatz, kann es zu Handgreiflichkeiten kommen«, habe er gesagt. Die Familie des Amokläufers war von der Trauerfeier offiziell eingeladen. Doch der Bruder habe sich nicht abbringen lassen. Er hätte auch einen geliebten Menschen, die Eltern hätten auch einen Sohn verloren.

Und Ruge kümmerte sich. Noch in der Nacht sprach er mit Mitarbeitern der Kirche und organisierte eine Wohnung mit Blick auf den Domplatz. Heimlich wurde die Familie dorthin gebracht. Vom Fenster aus konnten sie die Trauerfeier verfolgen, auf der auch ich saß zwischen all den anderen. Sie konnten sehen, wie die Kerze in Gedenken an ihren Sohn weitab der anderen 16 Kerzen stand. Und sie konnten sehen, dass diese Kerze erst nicht brennen wollte, zweimal angezündet werden musste. Aber sie waren dabei.

Es ist dieses Gespräch mit Manfred Ruge, das mich heute zu Fragen führt, die auch zum Amoklauf gehören. Und auf die man noch schwerer Antworten finden kann. Warum wurde der Amokläufer zum Amokläufer? Wen hat er hinterlassen? Warum ausgerechnet er? Ausgerechnet bei uns?

Damals, nach der Tat, rückte der Täter massiv in den Fokus der Öffentlichkeit. Jeder Millimeter seines Lebens und seines Umfelds wurde ausgeleuchtet, sein Musikgeschmack, die »Killer-spiele«, die er liebte, das *Bravo*-Poster in seinem Kinderzimmer. Ein Jahr nach der Tat sprachen seine Eltern im *Spiegel*. Schilderten ihre Schuldgefühle. Die Fassungslosigkeit. Der liebe Junge. Der immer verschlossener wurde. Der in den Schützenverein ging. Der sich schwertat in der Schule. Aber die Kurve kriegte. Bloß: Dass er vom Gutenberg-Gymnasium verwiesen wurde, merkten sie nicht. Da Robert S. 18 war, mussten seine Eltern nicht informiert werden. Ein halbes Jahr lang ging Robert S. ins Café statt zur Schule. Wieso haben sie nichts gemerkt?

Einmal stieß die Mutter unter dem Bett ihres Sohnes auf eine schwere, verschlossene Reisetasche. Sie fragte nicht, was drin sei. Es waren die Tatwaffen. Und Munition. Legal gekauft.

Auf den Titelseiten der Zeitungen waren nun riesige Fotos von ihrem Sohn, in großen Buchstaben sein Name. Heute wäre das wohl anders. Auf Social Media hat sich dafür der Begriff »Say their names« etabliert. Nennt ihre Namen, die der Opfer. Und nicht den Namen des Täters. Ich finde gut, dass die Öffentlichkeit jetzt so auf solche Taten reagiert. Gerade wenn ich an die jüngsten Anschläge in Hanau oder in Halle denke, wo die Täter sich selbst und ihrem Manifest ein Denkmal setzen wollten. Robert S. hinterließ kein Manifest, keinen Brief. Nur Fassungslosigkeit.

Wenn man in Erfurt mit Menschen über den Täter spricht, sagt natürlich niemand

Peter Ehrich war einer der Freunde des Attentäters. Ehrich sagt, schon bevor bekannt war, wer den Amoklauf begangen hatte, habe er es geahnt.



»S.«, sondern jeder »Robert« oder »Steinhäuser«. So hieß er. Ich schreibe seinen Namen nun doch. Denn ich merke bei dieser Recherche, dass er zu Erfurt gehört wie auch Steinhäusers Geschichte zu Erfurt gehört. Der Name war und ist überall. In seinem Freundeskreis hieß er »Steini«. Ja, er hatte auch Freunde. Einer dieser Freunde heißt Peter Ehrich. Über ein paar Ecken nehme ich Kontakt zu ihm auf.

Am Abend unseres Treffens steht vor mir ein freundlicher Mann, etwa 40 Jahre alt, er lächelt viel, aber manchmal wirkt es, als liege eine unendliche Schwere auf seinen Gesichtszügen. Da sitzen wir also und sprechen erst über Erfurt, unsere gemeinsame Heimat, dann über das Gutenberg, unsere gemeinsame Schule. Und schließlich kommen wir auf Robert Steinhäuser zu sprechen, seinen Freund, den Mörder.

Steinhäuser und er haben sich in der 7. Klasse kennengelernt, erzählt Peter Ehrich.

Mehrfach war Peter Ehrich in psychologischer Betreuung. Er musste lernen zu akzeptieren, dass er nicht nur der Freund des Täters war, sondern auch selbst auf der Seite der Trauernden stand

Da habe er zwei Wochen in Steinhäusers Klasse gemusst, nur vorübergehend, und in diesen zwei Wochen waren sie Banknachbarn, weil der Platz neben Steinhäuser frei war. Auch als Ehrich wieder in seiner Klasse zurück war, hielten die beiden Kontakt.

Sie verbrachten die Pausen miteinander. Aus einer kindlichen Bekanntschaft wurde mit der Zeit eine Nähe. »Die Gespräche mit Robert wurden persönlicher«, sagt er heute. Nun bekam Ehrich nicht nur Blödeleien von seinem Freund mit, sondern auch etwas von seinen Zweifeln. Für Steinhäuser sei es schwer gewesen, eine Freundin zu finden. Die schlechten Noten hätten ihn belastet, er habe Sorge gehabt, das Abitur nicht zu schaffen. »Das hat er angesprochen«, sagt Ehrich, »aber alles nicht weiter vertieft.« Dabei blieb es dann. Was im Innersten von Robert Steinhäuser vorging, schien er mit niemandem zu teilen. Bis er diese Andeutungen machte.

Wenn er niedergeschlagen war, habe Steinhäuser gesagt: »Man muss mal aufräumen.« Das mag abstrakt klingen. Aber Ehrich verstand schon: Steinhäuser dachte laut darüber nach, jene umzubringen, die aus seiner Sicht an den schlechten Schulleistungen schuld waren. Lehrerinnen und

Lehrer. Darüber hat er mit seinen Freunden gesprochen? Ich kann das kaum glauben.

Ich will von Peter Ehrich wissen, ob die Freunde und er darauf nicht reagiert hätten. Ehrich wirkt nicht überrascht von dieser Frage, er hat sie sich ja selbst immer wieder gestellt in den vergangenen 20 Jahren. Und er kommt immer noch auf die gleiche Antwort: »Wir konnten da nichts machen«, sagt er. »Die Alternative wäre: Wir involvieren jetzt Erwachsene. Aber mit 15, 16 Jahren macht man so etwas nicht, das wäre ja Hochverrat am Mitschüler.« Und so blieben sie still. Sie machten Abitur, gingen studieren, leisteten Zivildienst oder wie Peter Ehrich die Grundausbildung bei der Bundeswehr, trafen sich weiter ab und zu. Robert Steinhäuser blieb am Gutenberg-Gymnasium, er musste ja die zwölfte Klasse wiederholen.

Ehrich und Steinhäuser sahen sich nicht mehr oft. Aber Ehrich glaubte zu wissen, was Steinhäuser tat: Dass er die Schule gewech-

selt hätte und nun eben dort sein Abi machte. Am 22. April 2002, am Montag, vier Tage vor dem Amoklauf, hätten sich mehrere Freunde, Peter Ehrich und Robert S. auf dem Erfurter Petersberg verabredet. Man hat von dort einen Blick auf die ganze Stadt. Sie saßen da und ihr Freund Robert erzählte, dass er am Freitag Englisch-Abitur hätte. »Zum ersten Mal hat mir Robert da so richtig in die Augen gesehen«, sagt Peter Ehrich. »Nicht so an mir vorbei. Er wirkte richtig gelöst.« Das war die letzte Begegnung der beiden.

Noch bevor am Nachmittag des 26. April 2002 feststand, wer der Amokläufer war, sagt Ehrich, habe er gehaut, dass es sein Freund sein musste. Er stand vor der abgesperrten Schule, zusammen mit einem gemeinsamen Freund. »Wir haben uns so zugenickt«, erzählt er, »und sagten: Dann wird er es wohl gewesen sein. Dann macht er es also doch.«

Mehrfach war Peter Ehrich in psychologischer Betreuung. Er musste lernen zu akzeptieren, dass er nicht nur der Freund des Täters war. Sondern auch selbst auf der Seite der Trauernden stand, bis heute. Auch er hatte Lehrer verloren, bei denen er acht Jahre lang Unterricht hatte. Auch er hatte einen Freund verloren. Robert.

Mittlerweile ist Ehrich stellvertretender Schulleiter an einer Gesamtschule in Frankfurt am Main. In seiner Arbeit trägt er mit sich, was er erlebt hat und was er besser machen will. »Ich will Kinder begleiten, sie auffangen, betreuen, sodass es zu ihnen passt, ohne dass so ein Bildungsfrust rauskommen muss.« Ein Bildungsfrust wie bei Robert Steinhäuser, der sein Abitur nicht schaffte. »Ich sehe viele Ursachen in unserem selektiven Bildungssystem«, sagt Ehrich. Umso froher ist er, dass Noten an der Schule, an der er jetzt arbeitet, eine eher untergeordnete Rolle spielen. Erst nach dem Amoklauf wurde auch in Thüringen das Schulrecht so geändert, dass man als Schulabgänger nach der zehnten Klasse automatisch einen Realschulabschluss hat. Robert Steinhäuser stand ganz ohne Abschluss da. Auch das Waffenrecht wurde nach seiner Tat verschärft.

Über seinen alten Freund denkt Peter Ehrich noch oft nach. »Die Beziehung zu ihm geht ja auch noch weiter«, sagt er, »in Gedanken ist er immer noch präsent. Wie es jetzt wohl wäre, wenn Robert sich nicht umgebracht hätte?« Das fragt er sich. »Wenn er stattdessen im Gefängnis säße? Würde ich ihm dann dort die Fresse einschlagen? Oder könnte ich versäumte Gespräche mit ihm im Gefängnis nachholen?«

Zwischen all dem stehen wir. Zwischen den Ermittlern, die zu wenig sagten. Den Medien, die Heldenfiguren suchten. Den älteren Schülern, die sich Vorwürfe machten, ob sie ihn hätten stoppen können. Und wir? Uns schob man gar nichts zu. Wir waren ja erst zwölf Jahre alt.

Doch manchmal machte uns das zu passiven Statisten. Die Angebote der Psychologinnen und Psychologen konnten wir blöd finden, nur entgegengesetzt konnten wir ihnen nichts. Ich habe mit mehreren Mitschülerinnen und Mitschülern gesprochen. Was sie denken, wie uns dieser Tag verändert hat. Besonders zwei Aussagen sind mir dabei in Erinnerung geblieben.

Mein alter Mitschüler Markus sagte mir: »Ich glaube, wir haben auf jeden Fall ein gutes Stück an Empathie dazugewonnen. Dadurch, dass man in jungen Jahren so was erlebt hat, hat man einfach ein Einfühlungsvermögen für Menschen entwickelt.« Mein bester Freund Patrick sagt: »Das ist ein Muster, das wir uns angeeignet haben in dieser Zeit. Dass über schwierige Themen nicht geredet wird, dass man eher zum Verdrängen neigt. Komplexe Themen werden nicht mal mit der Kneifzange angefasst.«

Im Gespräch mit damals angeforderten Psychologen erfahre ich, dass sich gerade einige der Lehrerinnen und Lehrer am Gutenberg-Gymnasium gegen Hilfe von außen gewehrt haben sollen. Dass sie es nicht für nötig hielten, wieder mit dem Leid konfrontiert zu werden, alles wieder aufzuwühlen. Einer, der damals als Therapeut bei mir an der Schule tätig war, erinnert sich: »Die haben mich manchmal ganz schön verwundert bis entsetzt, dass die meinten, es ist wichtiger, sich zum Beispiel aufs Abitur zu konzentrieren, als die psychische Belastung zu verarbeiten.«

Das passt zu dem, was mir die Schriftstellerin Ines Geipel erzählt. Sie zog nach dem Amoklauf für anderthalb Jahre nach Erfurt und schrieb über die Verarbeitung der Tat ein Buch. In Erfurt war es sehr umstritten, weil sie Fakten mit Fiktion vermengte. Aber an einen Teil ihrer Analyse muss ich bis heute denken, aus diesem Grund rufe ich sie noch einmal an. Am Telefon sagt sie: »Ein Stück weit hat sich dieser Amoklauf in diesem Waste Land Ost ereignet.« Ihre These ist, dass die Ostdeutschen mit den Erfahrungen der Nachwendzeit bereits belastet waren, nun kam mit dem Amoklauf für Erfurt ein zweites Trauma hinzu. Das war zu viel. Und so kam es, wie Geipel erklärt, zu einer »Massivität von Abwehr«.

Auf der anderen Seite erinnere ich mich an die euphorische, rührende Reaktion vieler Erfurter auf eine Band. Einen Tag nach dem Amoklauf hätten Die Toten Hosen in Erfurt ein Konzert geben sollen. Der getötete Schüler Ronny Möckel hatte eine Karte dafür. Nach dem Amoklauf sagte die Band das Konzert ab. Zwei Monate vergingen, dann holten die Hosen das Konzert nach. Frontsänger Campino erzählt mir am Telefon, dass dieser Auftritt für die Band bis heute unvergesslich ist. Er erinnert sich an eine »unheimliche Fragilität« und zugleich an einen »unfassbar wilden Abend«. Als die Band *Nur zu Besuch* spielte, ein Lied, das oft an den Gedenktagen lief, da habe die ganze Halle geheult. »Das wurde angenommen als Trauermoment, das war sehr berührend damals.«

Und dann, während ich in dieser Recherche stecke, schießt am 24. Januar ein 18-jähriger an der Universität Heidelberg in einem Hörsaal auf seine Kommilitonen. Eine 23-Jährige stirbt an ihren Verletzungen, drei andere werden verletzt. Anschließend tötet sich der Täter selbst. Als Reporter werde ich von der Zeitung nach Heidelberg geschickt.

Trauerkerzen. Niedergelegte Blumen. Absperrband. Das kenne ich alles. Nur dass ich diesmal keinen klobigen Schulranzen auf dem Rücken habe, sondern Stift und Notiz-

block in der Hand. Und dass ich auf der Seite stehe. Bei den Journalisten. Von denen einige für mich damals Feinde waren wegen ihrer aggressiven Art. Ich bin mir recht sicher, der Amoklauf und mein Wunsch, Journalist zu werden, hängen nicht miteinander zusammen. Aber ob ich ohne diese Erfahrung meine Arbeit anders machen würde? Kann schon sein. Doch ich weiß mittlerweile, dass dieser Amoklauf immer zu meinem Leben gehören wird. Und je mehr ich mich damit beschäftige, sagt mein Gefühl, desto mehr kann ich ihn auch hinter mir lassen.

In Heidelberg spreche ich Menschen an, die vor Ort waren, als auf dem Campus geschossen wurde. Ich glaube, ich bin vorsichtig genug. Einer ist Student im dritten Semester und hat ein Bund Rosen in der Hand, die er am Tatort ablegen will. Als ich von ihm wissen will, wie überrascht er von der Tat ist, sagt er: »Ich habe mir schon gedacht, dass so etwas mal passieren kann.« Wieso? »Man hat genug solche Sachen mitbekommen. Man weiß, was für Leute da draußen sind.«

Die Heidelberger sind natürlich schockiert. Aber dass ein Mensch einfach so andere Menschen erschießt, war für die meisten keine abstrakte Vorstellung mehr. Vielleicht liegt das auch an Erfurt. Dass eine so unvorstellbare Tat nicht mehr unvorstellbar ist.

Am 26. April 2022 werden einige der Menschen, die in diesem Text zu Wort kommen, vielleicht auf ihren Kalender schauen,

sie werden aufmerken, in Gedanken abschweifen oder daran denken, wie der erste Schuss, den sie damals hörten, klang. Manche werden an diesem 26. April zum alten Schulgebäude gehen, zur Gedenkfeier, die dort wie an jedem Jahrestag stattfindet vor der Tafel aus Metall.

Ich war einige Jahre nicht mehr zur Gedenkminute in Erfurt, und darüber ärgere ich mich manchmal. Ob ich diesmal Zeit finde? Mal sehen.

Andere werden ganz vergessen, dass dieser Tag ist. Weil sie so viel zu arbeiten haben oder weil sie im Urlaub sind, weit weg von den Gedanken an den schwarzen Freitag von Erfurt. Weil sie nicht daran erinnert werden wollen, weil sie es verdrängen. Oder einfach deshalb, weil sie diesen Tag überschrieben haben mit etwas Neuem, etwas Schönerem. Wie eine ehemalige Mitschülerin, mit der ich damals zusammen im Klassenzimmer 308 saß. Am 26. April wird ihr Sohn zwei Jahre alt.

MARCEL LASKUS



Der Redakteur im Ressort »Panorama« der *Süddeutschen Zeitung* hat noch nie einen seiner Texte jemandem

gewidmet. Aber mit diesem, findet er, muss das anders sein. Laskus widmet ihn den 16 Opfern am Gutenberg-Gymnasium in Erfurt – und den Hinterbliebenen.

»71 SCHÜSSE« – DER PODCAST

Aus dieser Recherche zum Amoklauf an seinem Gymnasium vor zwanzig Jahren hat Marcel Laskus auch einen siebenteiligen Podcast gemacht: »71 Schüsse – Mein Leben nach dem Schulamoklauf von Erfurt«. Ab jetzt zu hören auf: sz-magazin.de/71schuesse

Laskus nimmt die Hörerinnen und Hörer darin mit auf eine bewegende Zeitreise in seine Vergangenheit. Was ist geblieben von diesem schrecklichen Tag? Er spricht mit Überlebenden und Hinterbliebenen des 26. April 2002, aber auch mit Ermittlern, die sich bis heute den Kopf zerbrechen, ob das alles hätte verhindert werden können. Laskus merkt, wie dieser Amoklauf das ganze Land bis heute



verändert hat – aber auch ihn selbst. Als Journalist steht Laskus dann vor der Haustür der Eltern des Attentäters, der einst beinahe seine Kindheit so abrupt beendet hätte.